

Z E I T F R A G E N ⁴⁵ D E R U N I V E R S I T Ä T

R E D E

ZUM 450JÄHRIGEN JUBILÄUM DER
LUDWIG MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT
MÜNCHEN, GEHALTEN IN DER AULA

AM 24. JUNI 1922

VON

ERICH VON DRYGALSKI

REKTOR AN DER UNIVERSITÄT



C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK MÜNCHEN 1922

UNIVERSITÄT
DRESDEN

INSTITUT FÜR
MATHematik

AM 24 JUNI 1922

VON

ERICH VON DRYGALSKI

LEHRER AN DER UNIVERSITÄT



IN DER BIBLIOTHEK DER UNIVERSITÄT
DRESDEN

Hohe Festversammlung!

Es war an unserer Universität ein freundlicher Brauch, alljährlich am 26. Juni ein Stiftungsfest zu begehen, wie es zum ersten Male vor 450 Jahren bestimmungsgemäß geschehen ist. Im Jahre 1913 wurde auch die Jahrhundertfeier der Befreiungskriege und das 25jährige Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelm II. an diesem Tage begangen. Karl Theodor v. Heigel schilderte damals die Erhebung Preußens von 1813 mit der darauffolgenden Befreiung Deutschlands vom französischen Joch und Bayerns Anteil daran. Er feierte zugleich den Kaiser als den im In- und Auslande gepriesenen starken Hort des Friedens, dem der Nobelpreis dafür gebühre und schilderte die gewaltige Entwicklung unseres Reichs in seiner Zeit.

Drum weilet, wo im Feierkleide
Ein rüstig Volk zum Feste geht,
Und leis die feine Bannerseide
Hoch über ihm zum Himmel weht!

Das war das Motto von Heigels prächtiger Rede.

Auch 1914 haben wir das Stiftungsfest noch begangen, doch schon am Tage darauf fielen die Schüsse von Serajewo und schreckten die im Geiste schon lange ringenden Völker in ihre blutige Bahn. Der Krieg begann und hat nun jahrelang unser Denken und Fühlen erfüllt. Deutschland ist unterlegen, doch nicht durch die Kraft Europas, sondern weil der heimtückische Anfall Japans auch die anderen Erdteile gegen uns erregte, und weil die Vereinigten Staaten zuerst unter dem Deckmantel der Neutralität und später offen unser Feind gewesen sind. Infolge der Niederlage Deutschlands steht die Welt noch heute im Banne des Krieges; denn solange der Vertrag von Versailles gilt, ist der Friede unmöglich.

So konnten wir uns heute nicht zu einem Feste versammeln, wie es die Universität vor 50 Jahren als die erste in dem neugegründeten Reich unter der Teilnahme des Königshauses, der Vertreter des Staats und der Stadt, aller deutschen Universitäten und Akademien, der Schulen und gelehrten Anstalten, sowie der Universitäten von England, Holland und Schweden beging. In dem Druck der Zeit und bei der Not der Studentenschaft fehlt uns zum Feste die Freude. Die deutschen Hochschulen ringen um ihren Bestand und mit ihren Studenten um die Zukunft der Nation; wir denken in Trauer der 1271 uns im Krieg entrissenen Kommilitonen, Kollegen und Beamten. Doch die Universität hat jetzt 450 Jahre ihres Wirkens vollendet, und wir dürfen mit Stolz auf ihre Leistungen blicken. So benutzen wir den Tag zur Sammlung und zu einem prüfenden Blick auf die Aufgaben der Zukunft.

Freilich fehlt heute das Gepränge, das die dreitägigen Feste in München und Landshut vor 50 Jahren umgab, es fehlen auch Empfänge und Ansprachen. Wir denken in tiefer Teilnahme unseres Wittelsbacher Königshauses, das die Universität gegründet, in der Förderung der Universität jahrhundertlang an erster Stelle gestanden, unter dessen Schutz sie geblüht hat, und dem sie sehr viel verdankt; wir halten das in dankbarer Treue fest und freuen uns, seine erlauchten Vertreter hier zu begrüßen. Wir freuen uns auch der zahlreichen anderen Gäste und danken ihnen allen, die der Universität zum heutigen Tage ihre Teilnahme bekundet haben oder durch ihre Anwesenheit jetzt bekunden.

Ich begrüße noch besonders die beiden hochgeehrten Kollegen, die schon beim 400jährigen Jubiläum anwesend waren, Ludwig Radlkofer, der in München seit 1857 Ordinarius für Botanik ist und bei jenem Jubiläum eine hohe königliche Auszeichnung empfang, und Georg v. Mayr, der damals gerade als außerordentlicher Professor und Vorstand

des statistischen Amtes in das Ministerium des Innern berufen war. Wir wollen die Vorsehung in ihrem freundlichen Walten nicht beschränken, wenn wir beiden wünschen, daß sie auch das nächste Jubiläum mit uns begehen. Mögen sie in Gesundheit noch lange erhalten bleiben. Als Würzburger Privatdozent hat auch Karl Gareis an der früheren Feier teilgenommen, als Rechtspraktikanten Karl v. Amira und Erwin Grueber, und als Studierender Erwin Voit. Sonst finde ich unter den Teilnehmern der Jubiläumsfeier von 1872 keinen, der dem Lehrkörper noch heute angehört, und seine damaligen Mitglieder sind bis auf die genannten alle dahingegangen. Viele große Namen waren darunter, und alle leben in unserer Geschichte. Wir denken ihrer mit Stolz und mit Dank. Seit im Jahre 1916 der Rektor von dieser Stelle zum letzten Male der Verluste im Lehrkörper gedacht hat, sind uns 43 Kollegen gestorben; es waren im letzten Jahre Hermann Paul, Karl Borinski, Gustav v. Vaerst und Theodor Schermann. Wir trauern um diese ausgezeichneten Männer, die unserer Erinnerung noch besonders nahe stehen und halten ihr Gedächtnis in Dankbarkeit fest.

Die Universitäten Deutschlands sind, wie oftmals betont ist, nicht wie ihre älteren Schwestern in Paris und Bologna oder in Oxford naturwüchsig entstanden, sondern bewußt gegründet worden. Bei den Universitäten des Auslandes läßt sich kein bestimmter Anfang historisch festhalten, doch in Deutschland hat Kaiser Karl IV. mit der Gründung von Prag den Anfang gemacht, und noch im 14. Jahrhundert sind Wien und Heidelberg, Cöln und Erfurt als die Stiftungen geistlicher oder weltlicher Herrn oder der Städte gefolgt. Am Anfang des 15. Jahrhunderts sind Leipzig und Rostock entstanden, und dann in dessen zweiter Hälfte Greifswald, Freiburg, Basel und Tübingen, ferner die inzwischen verschwundenen Universitäten von Trier und von Mainz, so-

wie Ingolstadt, die Vorgängerin Münchens, 1472 durch Herzog Ludwig den Reichen gegründet.

Mit der anderen Art der Entstehung ist den deutschen Universitäten eine andere Entwicklung gewiesen gewesen als den fremden. Die letzteren waren aus einzelnen geistigen oder praktischen Richtungen in ihren Nationen herausgewachsen und darum von diesen beherrscht, so Paris von den theologisch-philosophischen Spekulationen und Systemen, die im 13. Jahrhundert nach den großen Völkerbewegungen entstanden sind, und Bologna von der Pflege des Rechts und der Medizin, also der Praxis; Oxford diente der Theologie. Sie haben weit über die Grenzen ihrer Länder, auch in Deutschland, gewirkt; denn von Paris ist die Schätzung des französischen Wesens ausgegangen; in Oxford lagen Keime der Reformation und in Bologna die Stützen für die Rechtsauffassungen des Deutschen Kaisertums. Es fehlte diesen Universitäten aber zur wissenschaftlichen Blüte, wie sich Döllinger ausgedrückt hat, das unentbehrliche, die übrigen Disziplinen vor Fäulnis bewahrende Salz, nämlich die Geschichte und die beobachtende und versuchende Naturwissenschaft.

Die deutschen Universitäten haben zunächst den Zwecken ihrer Stifter gedient. Da sie meist unter der Mitwirkung der Kirche entstanden und auf deren Mittel angewiesen waren, standen kirchliche Interessen im Vordergrund. Die Spaltungen der Kirche haben sie schon am Ende des 14. Jahrhunderts lebhaft beschäftigt. Dann aber gab ihnen im 15. Jahrhundert die humanistische Bewegung einen reicheren Inhalt, der sich nun auf alle Bildungstoffe und Kulturelemente des In- und Auslandes erstreckt hat, weit mehr als das bei den fremden Universitäten der Fall war. Mit der Reformation trat das freilich wieder zurück, da unsere Universitäten sich nun teilten und den Konfessionen ihrer Länder dienten. Sie wurden dadurch zu Landes-

universitäten mit engeren Interessen. Diese Periode hat bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts und vielfach auch länger gewährt.

Die Universität Ingolstadt, die Vorgängerin Münchens, hatte ihre Satzungen aus Wien und damit indirekt aus Paris empfangen. In den Anfängen des Humanismus hat sie schon um 1500 durch hervorragende Lehrer und mit ihnen wirkende Freunde, wie Johann Turmair, genannt Aventin, eine erste Glanzperiode gehabt. Bald aber (1518) begannen religiöse Streitigkeiten, in denen der Staat Partei nahm. Mit Freiburg, Würzburg und Mainz, doch stärker als diese, wurde Ingolstadt die Hauptstütze der katholischen Lehre, beteiligte sich lebhaft an den territorialen Kämpfen religiösen und politischen Inhalts und verlor, wie ihre Schwesteranstalten, die Universalität des humanistischen Strebens, durch das sie erblüht war. Dabei sank auch ihre Frequenz, und als — teilweise im Widerspruch zu ihren Satzungen — seit 1550 der Jesuitenorden die Lehrstühle der philosophischen und eines Theils der theologischen Fakultät besetzt hat, wurde die Universität in schwere innere Kämpfe gestürzt, welche ihre Entwicklung lange gehemmt haben.

Am Ende des 17. Jahrhunderts haben die deutschen Universitäten sich aus der Periode der Einengung zu erheben begonnen. Halle und Göttingen gingen dabei voran, jene durch die Pflege der unabhängigen rationalistischen Philosophie an Stelle der scholastischen, und Göttingen durch den neubelebten Betrieb der Altertumswissenschaften. Hier wurde die Wahrheit nicht mehr in herkömmlichen festen Formen überliefert, sondern sie wurde gesucht: *Veritas adhuc in medio posita est; qui potest, ascendant, qui audet, rapiat: et applaudemus.* So sprach der Rektor der Hallischen Universität bei der Geburtstagsfeier ihres Stifters im Jahre 1711, als diese Universität erst 17 Jahre bestand.

Ingolstadt hat an dieser neuen Entwicklung nur geringen

Anteil genommen. Die Formen, in denen sie wirkte, waren zu fest. Mechanisches Lernen blieb die Methode, totes Wissen der Erfolg. Noch über den Schluß der Ingolstädter Zeit und auch über die Landshuter Periode (1800—1826) sind von den Historikern unserer Universität, Prantl, Döllinger, Heigel, recht ungünstige Urteile gefällt worden, wenn auch Landshut schon als die Wende zur Befreiung aus der Enge der Festung angesehen und der Umzug dorthin wie eine Flucht aus dem Kerker gepriesen worden ist. Bemerkenswert ist aus jener Zeit (1799) die Begründung unserer staatswissenschaftlichen Fakultät zu den alten vier Fakultäten gewesen, als der bei weitem ersten ihrer Art in Deutschland; die Forstwissenschaften traten 1833 in München hinzu. Die Universität hat ihre volle Entwicklung erst in München erreicht, wohin sie nach jahrzehntelangen Anregungen und Erwägungen unter sehr tätiger Mitwirkung des Kronprinzen und Königs Ludwig I. 1826 verlegt wurde.

Bei diesem Anlaß ist, wie anderthalb Jahrzehnte zuvor bei der Gründung der Berliner Universität die Frage lebhaft erörtert worden, ob die Hochschulen in die Landeshauptstädte gehören oder in kleinere Orte. Die reichen kulturellen Schätze der ersteren, die Verschmelzung von Universität und Akademie, die Verbindung mit der Kunst, mit Sammlungen und Instituten aller Art, mit Krankenhäusern, hohen Gerichten, Staatslaboratorien und mit dem botanischen Garten, der belebende Verkehr mit den ersten Männern der Praxis, wurde für die Wahl der Hauptstädte ins Treffen geführt; dagegen und für die kleineren Orte deren Ruhe und Abgeschlossenheit, ihre leichtere Verbindung mit der Natur, ihre gesunderen Lebensbedingungen und geringeren Verführungen. Nach unerfreulichen Erfahrungen in Landshut wurde von dem ausgleichenden Leben der Großstadt eine Verminderung der Streitsucht

und der Herrschsucht der Professoren, der Trunkenheit bei den Studierenden erhofft, während andererseits wieder Unfleiß, Sittenlosigkeit, Unglaube und schädliche Zerstreungen in München befürchtet wurden.

Heute sind diese Fragen nicht mehr offen; denn wir wollen jetzt weder die Hochschulen der großen Städte, noch die der kleineren missen, da sich beide glänzend bewährt haben und einander ergänzen. Dozenten und Studierende werden je nach ihrer Art und der Zeit ihrer Entwicklung bald die eine, bald die andere bevorzugen dürfen. Und wenn nach dem Kriege und nach der Revolution ein Zug zu den kleineren Hochschulen bemerkbar gewesen ist, so hatte das nur äußere Gründe. Die inneren, welche für beide sprechen, sind unverändert geblieben.

Früher lag der Unterschied darin, daß man der Universität der Hauptstadt ein anderes Verhältnis zum Staat und zu seiner Regierung zuschrieb, das in den Zeiten des nationalen und politischen Niedergangs von besonderer Bedeutung war. Bekanntlich ist der Plan der Berliner Universität als das dringendste Bedürfnis der Nation beim Zerfalle Preußens entstanden. Deshalb hatte man sie zunächst anders als die Landesuniversitäten gedacht und ihr weitere Aufgaben zugeteilt, als diesen. Noch Wilhelm v. Humboldt wollte sie auch durch den Namen „Allgemeine Lehranstalt“ von den älteren Universitäten unterscheiden; denn diese sollten durch ihre Forschung und Lehre die Bildung der Organe des Staats vollziehen, doch Berlin darüber hinaus die Gesamterziehung des Volkes zur Nation. Humboldt hatte ja in seinen jüngeren Jahren den Begriff der Nation von dem des Staates gelöst. Die Nation stand über dem Staat, der ihr nur zu dienen und sie zu stützen hatte. Ebenso sollte die Allgemeine Lehranstalt der Hauptstadt über den Landesuniversitäten stehen. Auch König Ludwig I. wollte das gleiche und erwartete von der Universität

München einen erzieherischen Einfluß auf die gesamte deutsche Nation, wie er nur von der Landeshauptstadt ausgehen könnte. Die Entwicklung der Universität Paris gibt tathliche Anhaltspunkte für die Gültigkeit dieser Ideen.

Naturgemäß entstand hierbei aber die Frage, in welches Verhältnis denn die Universität der Hauptstadt zum Staate und zu seinen Einrichtungen zu treten hätte. Sie wurde damals recht verschieden aufgefaßt. Der erste Wahlrektor der Berliner Universität, Fichte, dachte sich in seinem unbedingten Idealismus eine höchste Einheit zwischen beiden, zwischen der Universität als der hohen Kunstschule des Verstandes und dem Staat als der Verkörperung desselben. Das Leben der Universität sollte in alle Formen des Staates dringen und ihn mit seiner geistigen Kraft erfüllen. Dabei sollten die Einzelwissenschaften in der Philosophie zusammenfließen und deren Gebäude dann auf das Gebäude des Staates übergehen, der so durch geistige Kräfte der Halt der Nation und darüber hinaus eines Weltbürgersinns zu werden vermöchte.

Weniger weit, doch der Wirklichkeit näher, sind Schleiermachers Ideen gewesen, wenn er die Beziehungen zwischen Universität und Staat auf dualistischer Grundlage entwickelte gegenüber dem Monismus Fichtes. Auch er wollte den Staat durch die Universität mit Erkenntnis erfüllen, doch sie sollten nicht verschmelzen, sondern voneinander getrennt stehen. Die Universität sollte eine freie Vereinigung der zur Wissenschaftspflege Verbundenen sein; der Staat sollte ihr Schutz gewähren, sich mit ihrem inneren Leben aber möglichst wenig befassen, da der ihm notwendige Machtwille und sein Machtbedürfnis dem Leben der Universität widerspricht. Zum Danke für seinen Schutz würde er von der Universität die vernünftige Art zu denken und zu handeln empfangen.

Humboldt hat diesen Ideen Schleiermachers ursprüng-

lich nahe gestanden, wenn er Staat und Nation so scharf unterschied und die Allgemeine Lehranstalt der Hauptstadt für den Dienst der Nation bestimmte. Der Staat könne deren erzieherische Tätigkeit gar nicht leiten; denn er brauche Bürger und könne nur Bürger erziehen, doch die Nation brauche Menschen und hätte diese zu bilden. Deshalb müsse die freieste Erziehung dem Eintritt in den Staat vorausgehen, um ihn seinen hohen nationalen Aufgaben zuführen zu können.

In der Praxis ist man dann von dieser Trennung zurückgekommen, denn die Allgemeine Lehranstalt brauchte Formen und diese fand man nur in Anlehnung an die Formen des Staats. So wurde auch die Verfassung der Berliner Universität im wesentlichen jener der älteren Universitäten nachgebildet und der Name Universität für sie übernommen. Damit entfiel jene weitere Stellung, die sie ursprünglich über die Landesuniversitäten hervorheben sollte, doch ein besonders reiches Leben und eine größere Selbständigkeit sollten ihr bleiben und sie zu höherem nationalen Wirken befähigen. Die Möglichkeit dazu wurde in München wie in Berlin in der engen Verbindung der Universität mit der Akademie und mit den Instituten der Hauptstadt gesehen.

Das Verhältnis zur Akademie ist in den beiden Hauptstädten nicht ganz das gleiche. In beiden sind die Akademiker freilich meist auch Lehrer an der Universität, doch in Berlin können sie ohne weiteres, d. h. ohne Habilitation, lehren, in München nicht. Da die Berufungen an die Akademien durch diese selbst, an die Universitäten dagegen durch den Staat erfolgen, sind die ersteren freier, was indirekt der Universität zugute kommt, wenn die Akademiker ohne weiteres lehren dürfen. Praktisch fällt das jetzt wohl wenig ins Gewicht, doch bei Humboldt war es wohl bedacht, da er in der Akademie die letzte und höchste Freistatt der Wissenschaft sah und in ihr die vom Staat

am meisten unabhängige Korporation festhalten wollte. Er rechnete damit, daß bei Fehlberufungen an die Universität, sei es, daß sie indirekt von der Akademie, sei es direkt vom Staate ausgehen, durch die andere Stelle ein Gegengewicht geschaffen werde. Diese Möglichkeit fiel bei den Landesuniversitäten fort und gab der der Hauptstadt im Sinne der nationalen Erziehung des Volkes eine größere Freiheit.

Auch für die wissenschaftlichen Institute ist die Organisation in Berlin und in München nicht ganz die gleiche. Sie gehörten an beiden Orten früher meist zur Akademie und waren in beiden praktisch der Hauptgrund, der die Universitäten in die Hauptstädte zog, weil nirgends in gleicher Vollständigkeit und in gleichem Inhalt geforscht und gelehrt werden konnte, wie mit Hilfe dieser Institute. In München sind sie in Verbindung mit dem Präsidium der Akademie verblieben, soweit sie nicht schon vorher anderen Stellen unterstanden, wie die Krankenhäuser der Stadt, oder später bei der Universität neugegründet sind. In Berlin wurden die Institute dagegen bei der Gründung der Universität von der Akademie getrennt, doch nun nicht der Universität, sondern direkt dem Staat unterstellt, und so ist es noch heute. Man wollte in dieser Weise beiden Korporationen das Benutzungsrecht sichern, beide sollten sie auch kontrollieren, doch durch Vermittlung des Staates. Damals mag diese Lösung notwendig gewesen sein, um die Akademie zu schonen, heute wird man die einheitliche Verwaltung der Institute durch die Universität als die beste Lösung bezeichnen dürfen, wenigstens aller derer, die auch dem Unterricht dienen. Viele Verhandlungen würden dadurch gespart und Ungleichheiten vermieden. Auch die besondere Abhängigkeit der Institute vom Staat erscheint heute veraltet und die Nutzung erschwerend.

Die Selbständigkeit der Universitäten nach innen und nach außen ist aber von jeher vor allem in ihrem

korporativen Charakter begründet gewesen. Je stärker dieser ist, je mehr alle Angehörigen der Universität, Dozenten, Studierende und Beamte, zur Einheit verbunden sind und sich als solche fühlen, desto größer wird das Gewicht ihres Auftretens sein, während getrenntes Vorgehen der einzelnen Kategorien es naturgemäß schwächt. Diese korporative Selbständigkeit ist finanziell und verwaltungstechnisch begründet, ersteres durch eigene Dotationen, wie sie für Berlin aus dem Domänenbesitz des Staates besonders ausgeschieden wurden und auch in München bestehen. Dadurch sollte nicht nur den Zugriffen äußerer Feinde vorgebeugt, sondern auch das Interesse der Nation und umgekehrt der Einfluß auf diese gestärkt werden. Verwaltungstechnisch liegt die Selbständigkeit in dem Wahlrecht der Universitäten für ihre Behörden, in dem Promotionsrecht, durch das sie einen Einfluß auf den Dozentennachwuchs ausüben, und in dem Vorschlagsrecht für die Besetzung der Lehrstühle.

Die korporativen Rechte sind früher größer gewesen, allerdings auch stets den Eingriffen ihrer Stifter ausgesetzt, z. B. in Ingolstadt während der Jesuitenzeit. Ihre Verminderung hängt mit dem Wachstum der Universitäten zusammen, weil die eigenen Einnahmen immer weniger ausreichten und die Staaten entsprechend eintreten mußten. Gerade durch Humboldt, der ursprünglich die freieste Selbstverwaltung der Universität durch und für die Nation gewollt hatte, wurde der Einfluß des Staates wesentlich vergrößert. Er tat es unter lebhaftem Widerspruch der Universität, doch seinerseits in dem Bewußtsein, deren Freiheitsbedürfnis vollkommen verstehen und gewährleisten zu können. Schon sein Nachfolger machte jedoch von dem Einfluß des Staates einen anderen Gebrauch, der zu schweren Konflikten geführt hat.

Heute sind die deutschen Universitäten Staatsanstalten und stehen auch in ihren wichtigsten

korporativen Rechten unter staatlicher Aufsicht. Sie haben den Staaten viel zu verdanken, was an dem heutigen Jubiläumstage für München besonders betont sei, doch ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß die Zeit dazu neigt, die korporativen Rechte der Universitäten noch zu beschränken, z. B. durch weitere Kontrolle ihrer Ausgaben, durch Einführung nichtgewollter Reformen und durch Kontrolle der Immatrikulation von Ausländern, während doch die Wissenschaft und damit die Universitäten besonders geeignet sind, den Verkehr mit dem Ausland zu vermitteln. Solche Beschränkungen sind auffallend in einer Zeit, in der sonst alles zur Erweiterung seiner Rechte und seiner Selbstbestimmung drängt, und bei diesen Korporationen, die in dem wirren Getriebe der Meinungen zur Erforschung und Lehre der Wahrheit berufen sind. Die finanzielle Not mag ein Grund der Beschränkungen sein, indem der Druck, der auf dem Ganzen lastet, sich in alle Glieder, also auch in die Hochschulen fortpflanzt. Zum andern Teil mögen diese in Wertschätzung des alten den Forderungen der Zeit nicht immer gefolgt sein und damit Reformen von außen her angeregt haben. Indessen haben sich solche in den Staaten, wo sie erfolgten, schon teilweise nicht halten oder nicht so eilig durchführen lassen, und es steht heute jedenfalls fest, daß sie besser der korporativen Durchführung der Universitäten überlassen geblieben wären, zumal Eingriffe von außen schädlich uniformieren.

Was die Universitäten heute selbst reformieren wollen und auszuführen unternommen haben, darf man wesentlich in drei Richtungen sehen: in der Verbreiterung ihrer Selbstverwaltung, in der Erweiterung ihrer wissenschaftlichen Aufgaben und in der Pflege der Leibesübungen. Hierin dürfte auch alles enthalten sein, was sie brauchen.

In München wurde die Verbreiterung der Verwaltung durch den Rektor des vorvorigen Jahres

F. v. Müller unter der Mitwirkung aller beteiligten Kreise eingeführt. Das große Wachstum unserer Hochschule hatte es bereits vor dem Kriege notwendig gemacht und angebahnt. Der Krieg und die Revolution haben die Entwicklung beschleunigt. Dem Entwurf liegt der Gedanke zugrunde, alle Angehörigen der Universität an der Verwaltung zu beteiligen, nicht in gleichem Maße, denn das wäre öde Gleichmacherei und würde Erfahrungen voraussetzen, wo sie nicht vorhanden sein können, würde auch Pflichten und Rechte der einzelnen in Widerspruch bringen, wohl aber so, daß jeder nach dem Maße seiner Pflichten zu Wort kommen soll. Wir dürfen annehmen, auf richtigen Bahnen zu sein, und es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß die Verbreiterung unserer Verwaltung keine Verflachung bedeutet, sondern eine Vertiefung. Dem Lehrkörper allein wäre es z. B. schon zeitlich nicht möglich, alle Aufgaben zu erfüllen, die heute der allgemeine Studentenausschuß in opferwilliger Arbeit löst, wie die Fragen der so wichtigen Studentenhilfe; gleiches gilt von den Bedürfnissen unserer unermüdlich waltenden Beamtschaft, und auch die Bestrebungen der verschiedenen Teile des Lehrkörpers lassen sich besser vereinen, wenn man die zur Mitwirkung verantwortlich berufenen einzelnen Stellen kennt und heranziehen darf. Manche freilich halten sich von diesen Aufgaben noch fern oder ziehen sich wieder von ihnen zurück, wenn die wissenschaftliche Arbeit ihnen näher liegt als die Verwaltung, und das ist berechtigt, andere auch nur aus traditionellen Empfindungen heraus. Es ist zu hoffen, daß immer weitere Kreise ihr Interesse diesen Aufgaben zuwenden; dann werden sich deren Lasten immer besser verteilen, und auch manche Formen, die bisher nur Formen sind, mit Inhalt erfüllen. Es ist nur unerläßlich, daß die Leitung der Korporation nicht in Leitungen ihrer Teile zerfällt.

Auch die wissenschaftlichen Aufgaben

der Universität haben eine Erweiterung erfahren und drängen mehr denn je zu jener Erziehung des ganzen Volkes zur Nation hin, wie sie München und Berlin vor hundert Jahren geplant haben. Die früheren Unterschiede zwischen den kleineren und den größeren Universitäten sind hierbei freilich verschwunden, zumal auch die kleineren jetzt Institute haben und ihre Verbindung mit dem Leben in Folge der gewachsenen Verkehrsmöglichkeiten kaum beschränkter ist, als in der Hauptstadt. Freilich bleiben in dieser manche Bildungsmöglichkeiten, die sonst fehlen, auch die Verbindung mit der Akademie. Dafür haben aber die kleineren Universitäten mehrfach einzelne Zweige der Wissenschaft besonders vertieft und von ihnen aus die nationale Erziehung wesentlich beeinflussen können.

Unsere erweiterten Aufgaben werden jetzt in der Mitteilung des Hochschulwissens an weitere, möglichst an alle Kreise des Volkes gesucht. Gemeinverständliche Vorträge, Abendvorlesungen, Volkshochschulen und Arbeiterkurse sind entstanden und dazu viele Darbietungen wissenschaftlicher und vaterländischer Vereine in den Universitätsräumen, diese oft zugleich mit dem Zweck, Mittel zur Linderung der Not der Studentenschaft zu gewinnen. Gastvorlesungen von auswärtigen deutschen Gelehrten kamen bei uns dazu, nachdem wir vor dem Kriege solche von Ausländern, vor allem von Amerikanern gehabt haben, diese aber ohne tiefere Wirkung und ohne den beabsichtigten völkerverbindenden Erfolg. Die jetzigen Gastvorlesungen scheinen geeignet zu sein, die engeren Beziehungen zwischen den Universitäten, die durch die Gründung eines Verbandes deutscher Hochschulen angebahnt waren, wissenschaftlich zu vertiefen.

Alle diese Veranstaltungen sind stark besucht, doch nicht aus Arbeiterkreisen, deren Bedürfnis nach Hochschulwissen sie auch entgegenkommen sollten. Hierin hatten die Ar-

beiterkurse der Studierenden wohl den besten Erfolg und dürften den Hinweis geben, daß solche Veranstaltungen von den Elementen und nicht von den Höhen der Forschung aus aufzubauen sind. Es ist naturgemäß schwer, die richtige Methode zu finden. Auch wäre noch eine einheitliche Organisation zu bilden, welche die verschiedenen Veranstaltungen gliedert und nicht nebeneinander bestehen läßt.

Noch wirksamer aber wird die Universität der nationalen Erziehung dienen können, wenn sie sich an der Bildung der Volksschullehrer beteiligt, nachdem sie die der Gymnasial- und Realschullehrer schon in der Hand hat. Es ist eben nicht hinreichend, die Menschen des jetzigen Geschlechts zu lenken, viel wichtiger ist es, die Kräfte des kommenden Geschlechts zu entwickeln. So sprach der Freiherr v. Stein beim Zusammenbruch Preußens im Hinblick auf die Volksschulreform, indem er zugleich die Pestalozzische Methode von allen Erfindungen des 18. Jahrhunderts als die allerumfassendste und größte pries. Auch Wilhelm v. Humboldt wollte die Elementarbildung mit der Allgemeinen Lehranstalt Berlins geistig verbinden; denn schon auf der Elementarschule solle nicht der Beruf, sondern die allgemeine Bildung das Ziel sein und jedem Spezialunterricht vorangehen. Aus der Entwicklung eines natürlichen, gesunden und sittlich reinen Gefühls, das von selbst zu einem religiösen würde, sollte die Bildung der Nation aufgebaut werden.

Den Gedanken des Freiherrn v. Stein ist die Einrichtung der Seminare gefolgt, die dann bei manchen Schwankungen und Rückschlägen Großes geleistet haben. Da sie heute nicht mehr genügen, stehen wir vor dem gleichen Problem wie vor hundert Jahren, und auch wieder in einer Zeit des Zusammenbruchs und des Niedergangs der Nation. Da dürfen wir die Mahnungen der Befreiungskriege: soll dem Staate geholfen werden, so muß für die Lehrerbildung etwas geschehen, nicht überhören.

Die Lehrer selbst drängen zu den Universitäten, und ihre führenden Männer entkräften die Einwände, die ihnen entgegenschallen. Sie wollen dem Mangel an Vorbildung für das Universitätsstudium abhelfen, indem sie sich auf geeigneten Mittelschulen die volle Hochschulreife erwerben. Dann würde das Niveau des Universitätsunterrichts durch sie nicht gedrückt werden. Eine Überfüllung der Universität durch die Lehrer würde nicht eintreten, da es sich für München, Erlangen und Würzburg nur um einen jährlichen Zuwachs von etwa 600 Studierenden handeln würde, der sich freilich nicht in gleichem Maße wie der Zuwachs, der jetzt von den Mittelschulen kommt, doch immerhin auch auf die Fakultäten verteilt und für die Gesamtfrequenz nicht in Betracht kommt, sagt Alois Fischer. Die Kosten der Lehrerbildung durch die Universitäten würden geringer sein als die Einrichtungen eigener neuer Lehrerbildungsanstalten, und die bisherigen Einrichtungen der letzteren würden sich ausgezeichnet anders verwerten lassen.

Natürlich muß das Problem der Lehrerbildung zuerst darnach beurteilt werden, was für sie selbst nötig ist. Darin sind alle einig, daß praktische und theoretische Ausbildung Hand in Hand gehen müssen, und nur die letztere wird von den Universitäten verlangt. Über ihren Umfang gehen die Ansichten auseinander. Es ist eben die Frage, ob nicht ein längeres Universitätsstudium die theoretische, wesentlich philosophisch-pädagogische Bildung zu sehr bevorzugt, und ob nicht schon die dafür geforderte volle Hochschulreife den geborenen Praktiker von seinem Lehrberuf entfernen und anderen Berufen zuführen könnte. Andererseits ist die Notwendigkeit einer Vertiefung der Lehrerbildung nicht mehr in Abrede zu stellen; schon das allgemeine Drängen zur Universität zeigt das Bedürfnis nach einer tieferen Bildung. Es wird sich also um die Abwägung der theoretischen und der praktischen Ausbildung handeln, und jener

werden die Universitäten näher treten müssen, weil für die Lehrer die höchsten und besten Bildungsmöglichkeiten notwendig sind. Denn sie entwickeln ja die Keime unserer Nation, welche dann durch die Mittel- und Hochschulen zur Reife geführt werden. In dem Plan der „Allgemeinen Lehranstalt“ Humboldts sind diese Ideen schon enthalten gewesen. Die Universitäten sollten sie jetzt zu entwickeln versuchen.

Als die dritte Forderung der Zeit habe ich die Pflege der Leibesübungen genannt, und es bedarf nicht vieler Worte zu ihrer Begründung. Wir haben die allgemeine Wehrpflicht verloren und damit nicht nur ein unschätzbares Mittel zur körperlichen Ertüchtigung, sondern auch zur Pflege des Gemeinsinns aller Stände, der Hingabe an das Ganze, der nationalen Erziehung. Was die allgemeine Wehrpflicht geleistet hat, haben die unvergleichlich hohen Werke unserer Nation im Kriege gezeigt. Freilich war es nicht zu verkennen, daß in der Länge des Krieges und in der Mannigfaltigkeit seiner Aufgaben der tiefste Sinn der Wehrpflicht, alle für das eine, zu wanken begann, wo die Erfüllung der Einzelaufgaben den Blick auf das Ganze überschattet hat. Die Arbeiten der verschiedenen Berufe des Volkes pflegen sich ja im Leben wohl zu berühren, doch nicht ganz zu verbinden; sie traten in gleicher Mannigfaltigkeit im Kriege auf und haben sich durch die Wehrpflicht auch nicht völlig verbinden lassen. Jetzt muß die Pflege der Leibesübungen jene körperliche Ertüchtigung bringen, wie wir sie zur Arbeit jeder Art brauchen, um Geist und Sinne zu erfrischen und zusammenzuführen, und unsere Hochschulen müssen vorangehen. Manches ist schon erreicht, doch wir stehen in dieser Hinsicht noch weit hinter anderen Nationen, besonders hinter der amerikanischen zurück; wer bei den dortigen Turnspielen gesehen hat, wie alles in Einigkeit lebt, und wie die Rufer zum Spiel auch die Zuschauer fesseln, der versteht, wie dabei Gegensätze überwunden und zur Einheit geführt

werden. Wie der Zusammenbruch unserer Nation aus dem Zerfall ihrer physischen Kräfte hervorging, so wird auch die Wiedererstehung den Weg durch die körperliche Er-tüchtigung nehmen.

Unsere Universität hat ihre früheren Aufgaben treu und erfolgreich gelöst. In ihren ersten Jahren in München hatte sich die Zahl der Studierenden gegenüber Landshut verdop-pelt und durchschnittlich über 1500 betragen. Beim 400-jährigen Jubiläum 1872 hatte sie etwas weniger, nämlich 1270. Seitdem ist sie ständig gewachsen und hatte im Sommer 1914 vor dem Kriege 7031 erreicht. In diesem Sommersemester 1922 haben wir 9614 Studierende ein-schließlich 542 Hörer und Hörerinnen. Freilich bedeutet eine große Frequenz nicht unbedingt einen Hochstand der Entwicklung, wie unser Historiker Prantl hervorhebt, da sie durch eine einseitige, auch verderbliche Richtung hervor-gerufen sein kann, und die heutigen hohen Zahlen haben zum Teil noch äußere Gründe, die mit dem Kriege zu-sammenhängen. In München sind aber mit wachsender Fre-quenz auch die Einrichtungen und die Arbeiten der Uni-versität immer mannigfaltiger und reicher geworden, so daß wir von einem glücklichen und organischen Wachstum spre-chen dürfen.

Auch der nationale Einfluß Münchens ist immer größer geworden, da 1826 11 Prozent Nichtbayern, 1872 schon 21 Prozent und jetzt 48 Prozent hier vorhanden sind. Wie weit das Ausland früher vertreten war, ist schwer zu sagen, da vor 1870 alle Nichtbayern als Ausländer geführt wurden. Heute zählen wir unter den immatrikulierten Stu-dierenden 4727 Bayern, 4137 Nichtbayern aus dem Reich und den sonstigen deutschen Sprachgebieten, und 208 fremd-stämmige Ausländer. Die Zahl der letzteren würde erheb-lich größer sein, nach den vielen diesbezüglichen Anfragen zu schließen, wenn nicht äußere und innere Gründe eine

strenge Auswahl zur Pflicht machen würden, weil mancher Ausländer, der vor dem Kriege in Deutschland studiert hat, sich wohl unser Wissen und Können erwarb, doch im Geist und in der Tat dann weit von uns getrennt blieb.

Wie sich die Frequenz der Universität weiter entwickeln wird, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich wird sie zurückgehen, was bei der Überfüllung der meisten akademischen Berufe zu begrüßen wäre. Nur muß unbedingt gesorgt werden, daß alle, die nach Vorbildung und Begabung an die Universität gehören, auch studieren können, und daß die Not der Zeit nicht die Berufenen fernhält.

Auch die Einrichtungen der Universität für Lehre und Forschung sind in München ständig gewachsen, und müssen jetzt nicht nur erhalten, sondern weiter entwickelt werden, weil ein Stillstand Rückgang bedeutet. Der Krieg hat eben nicht nur Werte zerstört, sondern auch Werte geschaffen, und viele von seinen geistigen Errungenschaften harren jetzt unserer Arbeit zum Heil der Nation. Wenn wir dabei an die Neuschöpfungen denken, die an unserer Universität in den letzten Jahren entstanden sind, an den Neubau der Frauenklinik, den Umbau der Ohrenklinik und des physikalischen Instituts, an die Erweiterung der chirurgischen Klinik und des chemischen Laboratoriums, um nur die größten zu nennen, dann erfüllt uns die Zuversicht, daß der Staat gewillt ist, einen Stillstand zu verhindern, und durch Schaffung geistiger Werte zu ersetzen, was er an physischen verlor. Dafür wissen wir seiner Regierung und dem Landtag herzlichen Dank. Manche dringende Aufgabe, auch für sportliche Zwecke, steht noch bevor.

Wir müssen aber auch unsere korporativen Kräfte stärken, um die erweiterten Aufgaben, von denen ich sprach, und manche andere erfüllen zu können, und ich begrüße in diesem Sinne die Begründung der Universitäts-Gesellschaft, die sich am 16. Juni

hier vollzogen hat. Ihr Zweck ist, der Universität bei ihren Aufgaben beratend zur Seite zu stehen und die Mittel finden zu helfen, um sie zu lösen. Die Wissenschaft kann ja das Neue nur frei von der Not des Tages schauen und erfassen. Die Gesellschaft will die Fenster öffnen, aus denen unsere Blicke den Dunst der Zeit zu durchdringen vermögen, und sie will die Universität mit dem Leben verbinden. Den hervorragenden Männern und Frauen, die sich in dieser Gesellschaft von Freunden und Förderern zusammengeschlossen, gebührt unser wärmster Dank. Sie zählte am Gründungstage 231 Mitglieder und unter ihnen 21 Stifter. Der Generaldirektor der Münchener Rückversicherungsgesellschaft, Herr Justizrat Kißkalt, ist ihr Präsident. Der Vorstand besteht aus neun Mitgliedern, von denen drei der Universität und sechs dem praktischen Leben angehören. Ein größerer Ausschuß aus allen Berufs- und Bevölkerungskreisen steht ihm zur Seite, um Anregungen von der Universität zu empfangen und ihr aus der Praxis zu vermitteln. Möge diese Gesellschaft, die wir freudig begrüßt haben, wachsen und wirken zum Heil der Universität und der ganzen Nation, für die sie entstand.

Noch unabhängig hiervon darf ich verkünden, daß der Universität zu ihrem heutigen Jubiläum von verschiedenen Seiten fördernd gedacht ist: Der chirurgischen Universitätsklinik wurden durch Vermittlung des Herrn Generaldirektor Schaltenbrand in Düsseldorf und durch Herrn Kaufmann Frey in Zürich bis jetzt 700 000 Mark für Arbeiten auf dem Gebiete der Krebs- und Tuberkuloseheilung zur Verfügung gestellt. Der Reichsverband der deutschen Industrie hatte die vom Reich ins Leben gerufene Notgemeinschaft für die deutsche Wissenschaft in großzügiger Hilfeleistung mit sehr bedeutenden Mitteln unterstützt. Aus diesen Mitteln wurden der Universität zu ihrem heutigen Jubiläum auf die dringende Befürwortung des Bayerischen Industriellenver-

bandes, die Herr Dr. Kuhlo in energischer Arbeit vermittelt hat, eine Million Mark für besondere Forschungsaufgaben, über die an anderer Stelle berichtet werden wird, seitens der Notgemeinschaft gestiftet und weitere Beihilfe für später in Aussicht gestellt.

Ich danke den Herren Schaltenbrand und Frey sowie dem Bayerischen Industriellenverband für die Vermittlung dieser großzügigen Spenden, desgleichen der Notgemeinschaft und ihrem Präsidenten Herrn Staatsminister Dr. F. Schmidt-Ott in Berlin, sowie allen dabei beteiligten einzelnen Gebern. Schon vorher und nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Jubiläum durfte die Universität sich einer größeren Zahl von Spenden erfreuen. Sie helfen alle dazu, wichtige Lebens- und Forschungsaufgaben zu beginnen oder zu vollenden, und wir sehen manche Fesseln fallen, die uns umgaben. So sagen wir den hochherzigen Spendern unseren herzlichsten Dank.

Wir haben eine weitere Verbindung mit der Außenwelt dadurch gesucht, daß wir eine Reihe von Männern und Frauen bitten, in unsere Mitte zu treten, sei es als Ehrendoktoren unserer Fakultäten wegen ihrer eigenen wissenschaftlichen Erfolge, die unsere Arbeiten befruchtet haben, sei es als Ehrenbürger der Universität wegen ihres hervorragenden Wirkens im weiteren Sinne für die Wissenschaft und für die Nation. Deshalb wählte der Senat zu unseren ersten Ehrenbürgern:

Auf Vorschlag der staatswissenschaftlichen Fakultät:

1. Herrn Dr. Walter Clairmont, Direktor der neuen Augsburger Kattunfabrik in Augsburg, II. Vorsitzenden des Bayerischen Industriellenverbandes, der als einer der Führer der bayerischen Industrie auch die Pflicht zur Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen übernommen hat und auf sie hinweist,

2. Herrn Geh. Kommerzienrat Friedrich Ritter v. Mild-

ner, Generaldirektor der Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München, der in der Münchener Industrie an hervorragender Stelle auch die Förderung der Wissenschaft im Zusammenhang mit der Universität lebhaft betätigt,

auf Vorschlag der medizinischen Fakultät:

3. Herrn Krupp v. Bohlen-Halbach in Essen als den erprobten Freund von Kunst und Wissenschaft, dem unsere Universität unter anderem weitgehendste Unterstützung der Forschungsanstalt für Psychatrie, der Vorarbeiten für die willkürlich bewegbare künstliche Hand, sowie der Arbeiten auf dem Gebiete der Krebsforschung in der chirurgischen Klinik verdankt,

4. Herrn Hofrat Hans Remshardt, Direktor der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank in München, der sein warmes Interesse für das Gedeihen unserer Hochschule in vorbildlicher Weise zum Ausdruck gebracht hat, indem er in selbstloser Arbeit und im Zusammenwirken mit anderen hervorragenden Männern die Voraussetzungen für die Gründung der Gesellschaft der Förderer und Freunde der Universität schuf,

auf Vorschlag der philosophischen Fakultät I. Sektion:

5. Frau Dr. med. Sofie A. Nordhoff-Jung, eine deutsche Ärztin in Washington, die sich während des Krieges in München in treuer opferfreudiger Liebe zu ihrem Vaterlande der Fürsorge für erkrankte deutsche Soldaten gewidmet hat und sich seither große Verdienste um die wissenschaftlichen Arbeiten besonders des psychologischen Instituts der Universität und der darin Studierenden erwarb,

auf Vorschlag der philosophischen Fakultät II. Sektion:

6. Herrn Dr. Hermann Anschütz-Kämpfe in Anerkennung seiner großen, die Forschungsarbeiten der Universität befruchtenden Stiftungen,

7. Frau Anschütz-Kämpfe zum Danke für die tatkräftige Fürsorge, mit der sie sich als wahre Freundin unserer Universität betätigt.

Ferner wurden anlässlich des Jubiläums zu Ehrendoktoren promoviert:

1. Von der theologischen Fakultät:

Herr P. Dr. Franz Ehrle, S. J., ehemals Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, in Anerkennung der überaus reichen Förderung, welche die theologische Wissenschaft durch seine bahnbrechenden Forschungsarbeiten und durch seine hingebungsvolle organisatorische Tätigkeit als langjähriger Präfekt der Vatikanischen Bibliothek erfahren hat.

Herr P. Norbert Weber, Erzabt der Benediktinerkongregation St. Ottilien, in Anerkennung der von ihm persönlich und unter seiner Leitung von der Kongregation in den ehemaligen deutschen Kolonien und im fernen Osten geleisteten hervorragenden Missionstätigkeit, sowie seiner schriftstellerischen Tätigkeit auf dem Gebiete der Missionswissenschaft.

Herr P. Bonifaz Wöhrmüller, Abt von St. Bonifaz in München, in Anerkennung der Verdienste der Abtei St. Bonifaz und der bayerischen Benediktinerkongregation um die theologische Wissenschaft, sowie persönlicher höchst eindrucksvoller schriftstellerischer Tätigkeit auf theologisch-ethischem Gebiete.

Herr Karl Reth, Bischof von Lete, Weihbischof der Diözese Augsburg, in Würdigung seiner auf die verschiedensten Gebiete während eines ganzen Menschenalters sich ausdehnenden kirchlichen Verwaltungstätigkeit in der Diözese Augsburg, mit welcher die theologische Fakultät durch alte Beziehungen verbunden ist.

2. Von der medizinischen Fakultät:

Herr Staatsminister a. D. Dr. Friedrich Schmidt-Ott in Berlin, weil er in politischer und wirtschaftlicher Not seine erprobte Schaffenskraft in opferwilligster Weise für die Aufrechterhaltung des wissenschaftlichen Lebens an den deutschen Universitäten eingesetzt hat. Insbesondere hat er es verstanden in unermüdlicher Arbeit vom Reichstage und

von wirtschaftlichen Verbänden, die zur Durchführung der wissenschaftlichen Aufgaben unserer deutschen Hochschulen notwendigen materiellen Mittel zu beschaffen.

Mit feinem Verständnis und tiefer Gerechtigkeit hat er an die Hochschulen und an einzelne Persönlichkeiten die zur Verfügung stehenden Mittel verteilt.

Die Universität München ist ihm besonders dankbar für die großzügige Unterstützung, die er ihren wissenschaftlichen Kreisen und der Staatsbibliothek hat zukommen lassen.

Die medizinische Fakultät wünscht ihren Dank und ihre Verehrung für diese gemeinnützige und bedeutsame Arbeit für das deutsche Geistesleben durch Ernennung zum Ehren doktor zum Ausdruck zu bringen.

3. Von der philosophischen Fakultät I. Sektion:

Herr James Loeb in Murnau, der feinsinnige Kenner des klassischen Altertums und der erfolgreiche Organisator wissenschaftlicher Unternehmungen, der von Sachkenntnis und tiefem Verständnis geleitete Sammler und hochherzige Förderer der Wissenschaft und unserer Universität.

Die Abzeichen und die Beurkundung dieser Wahlen werden den hochgeehrten Herren und Damen in Bälde zugehen. Wir bitten Sie, diese anzunehmen, und freuen uns der neuen engeren Beziehungen, welche die schon bestehenden älteren festigen.

Und nun noch ein Wort an Sie, meine lieben Kommilitonen, die Sie das heutige Jubiläum unserer Alma mater mit uns begehen, in größerer Zahl als in früheren Zeiten und dabei unter einem Druck, wie noch niemals zuvor.

Wenn wir uns der soeben verkündeten Tatsachen freuen, so wissen wir wohl, daß eine nicht darunter ist, die uns doch allen am nächsten liegt, nämlich die, welche Ihre Notlage beseitigt und Ihnen freie Bahnen eröffnet. Doch dazu führen nur Wege, die noch verschlossen sind, und der wirkliche Erfolg kann hier nicht durch einzelne Leistungen, son-

dern nur durch unablässige Arbeit erreicht werden. Mit dieser, also mit dem Besten, was wir geben können, stehen wir Ihnen zur Seite, und mit Erfolg, so klein er manchmal auch scheint.

Ich weiß, daß es leichter gesagt als getan ist, doch ich muß es Ihnen sagen: Lassen Sie sich durch die Not der Zeit nicht die Freude am Studium und nicht die freie Selbstbestimmung Ihrer Studien rauben. Suchen Sie, Ihre Studien nach der Tiefe zu führen, wenn äußere Schranken eine sonst erwünschte Ausdehnung hemmen. Dann werden Sie auch die vielen Fäden finden, welche alle Wissenschaften und damit Sie selbst untereinander verbinden.

In der deutschen Universität ist ja die Einheit der Wissenschaften begründet, da sie alle Fakultäten in sich hält, während die Universitäten des Auslands in Fachschulen zerfallen. Diese Einheit gilt, auch wenn die Wissenschaften sich immer mehr spezialisieren und wenn die Universitäten sich vergrößern und damit die Einheit bedroht wird, oder wenn andere Berufe neben den akademischen gleichberechtigt entstanden sind und den Einfluß der Wissenschaft vermindern. Und alle deutschen Universitäten zusammen sind eine größere Einheit durch den Geist, der in ihnen lebt; in den Zeiten der Not tritt er besonders hervor. Diese Einheit erfüllt den Staat mit geistigen Kräften und läßt sich in ihrer Freiheit nicht beschränken, weil ihr Geist keine Schranken verträgt. Sie kennt nur Selbstbeschränkung und sieht in dieser ihr hohes Gesetz.

Wir leben in einer Zeit, die dieses Gesetz mißachtet und Kräfte walten läßt, welche die Grenze ihres Könnens und Wollens nicht ermessen. Sie haben uns unermeßliches Unheil gebracht. Um so größer ist unsere Pflicht, jene Grenzen zu suchen, ehe wir handeln, also die Gedanken nicht zügellos walten zu lassen, sondern erst zu vertiefen und ganz zu entwickeln. Dahin gehen die Aufgaben der Uni-

versität, und sie kommen in den Tiefen immer zusammen, von wo man auch ausgeht; so führen sie uns alle zur Einheit zurück.

Wir werden die Zukunft der Nation wieder mit helleren Blicken zu suchen vermögen, wenn wir jeden, der ihr zu dienen bestimmt ist, den wirren Streit des Tages nicht vermeiden, aber durch tiefere Erfassung meistern sehen. So erst werden wir die innere Kraft gewinnen, die wir zu den Taten brauchen, die uns befreien. Die Universität bietet die Formen, in denen wir auch den höchsten nationalen Zielen zustreben können, denn was ihren Wert macht, so hat der große Rechtslehrer unserer Landshuter Zeit und spätere Mitbegründer der Berliner Universität, K. Fr. v. Savigny, es ausgedrückt, „das ist nicht die vollendete Gelehrsamkeit ihrer Lehrer noch die werdende der Schüler; wenn wir dies als ihre Auszeichnung ansprechen wollten, so möchte uns nicht selten ein beschämender Spiegel vorgehalten werden. Aber das ist es, daß in der Universität eine Form gegeben ist, worin jedes ausgezeichnete Lehrtalent seine Entwicklung findet und jede lebendige Empfänglichkeit des Schülers ihre Befriedigung; eine Form, wodurch jeder Fortschritt der Wissenschaft schnell Eingang findet, eine Form, wodurch es leicht wird, den höheren Beruf ausgezeichneter Menschen zu erkennen, und worin auch dem Leben ärmerer Naturen ein erhöhtes Gefühl des Daseins mitgeteilt wird.“

Kommilitonen, nutzen Sie diese Form. Wir wollen sie auch in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts unserer Universität mit allen Kräften erhalten und stärken und mit lebendigem Inhalt erfüllen. Dann werden wir auch der höheren Pflicht genügen und dazu beitragen können, daß unsere Nation ihrer Kraft bewußt wird, ihre Fesseln sprengt und von neuem ersteht.
